

Die Welle von Arbeiterkämpfen weltweit zur Verbesserung der Lebens- und Arbeitsbedingungen reißt nicht ab. Aus den im Folgenden besprochenen Büchern zum Thema lassen sich vier Beobachtungen verallgemeinern: Die hohe Anzahl der Kämpfe erklärt sich auch damit, dass gegen Verschlechterungen gekämpft wird, oder dass bereits Erreichtes ein zweites Mal durchgesetzt werden muss. Die Kämpfe nehmen sich mehr und mehr auch länderübergreifend wahr. In der Logistik geben neue Konzentrationen den ArbeiterInnen potentiell mehr Macht. Und viertens: Es gibt noch keine »Arbeiter-Internationale«; viele NGOs unterstützen gewerkschaftliche und soziale Kämpfe, haben aber teilweise andere Ziele als die ArbeiterInnen.

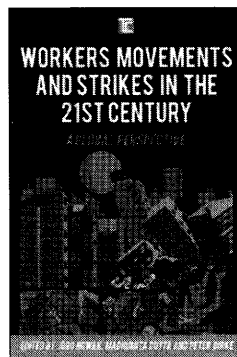
- Linke ForscherInnen sind unterwegs, untersuchen die Kämpfe und veröffentlichen ihre Analysen in immer neuen Sammelbänden. Viele AutorInnen kritisieren lasche (offizielle) Gewerkschaften, andere idealisieren sowohl die Gewerkschaften als auch die Kämpfe. Eine Kritik der Gewerkschaftsform tut sich niemand an. So bleibt es schwierig, zwischen (basis-) gewerkschaftlichem Aufblasen und echter Kampfdynamik zu unterscheiden. Und natürlich verfolgen vor allem die Herausgeber der Sammelbände eine politische Agenda. Wenn Immanuel Ness in einem Band die »nördliche Arbeiterklasse« summarisch für privilegiert und besiegt erklärt, im nächsten Band auf ihre Kämpfe hinweist, so weiß man nicht, ob das nun ein Lernprozess, Verkaufsmasche oder akademischer Habitus ist.

- Andere ForscherInnen beschäftigen sich mit den Teilen der Arbeiterklasse, die sich rechten bis faschistischen Bewegungen zuwenden. Oft sind es dieselben, die in einem falschen Arbeitsethos ihren Körper ruiniert haben und Umweltschutz für überflüssig hielten: Hauptsache Arbeit. In fast allen hier besprochenen Büchern geht es auch um den »Körper«.

- Heute werden Zustände ertragen, gegen die Leute früher auf die Barrikaden gegangen wären. Warum ist das so? Wie konnten Klassengegensätze in die individuelle Entscheidung zwischen »Winner« oder »Loser« verwandelt werden?

- Lest mal rein! Ganz sicher findet auch Ihr ein paar anregende Ideen.

ARBEITER/INNEN



Jörg Nowak,
Madhumita Dutta,
and Peter Birke (Hg.)

Workers' Movements and Strikes in the Twenty-First Century.
A Global Perspective.
Series *Transforming Capitalism*
2018
(Rowman & Littlefield)
332 Seiten | 39 Dollar

Die Herausgeber des Buches **Workers Movements and Strikes in the Twenty-First Century** (Jörg Nowak, Madhumita Dutta, Peter Birke) wollen nicht nur empirisches Material darstellen, sondern dies auch theoretisch aufarbeiten. In der Einleitung kritisieren sie eine »Regression der Wissenschaft«. Die fünf analytischen Ebenen von Beverly Silvers Untersuchungskonzept in *Forces of Labor* würden auf den »Macht-Aspekt« reduziert; die Ebenen Produktzyklus, *Fixes*, Kriege und die Frage nach dem Hegemon fielen unter den Tisch. Wir seien »in einer Phase der Konstituierung einer weltweiten Arbeiterklasse«. Allerdings hätten »die meisten Kämpfe keine transnationale Perspektive« und spielten »sich hauptsächlich auf nationaler Ebene ab«.

Von den 16 Länderberichten waren einige bereits bekannt bzw. schon woanders veröffentlicht. Heraus sticht Deng Yunxues Untersuchung über die Streiks in der chinesischen Autoindustrie 2010, weil sie lange und ausführlich mit den Streikführern und anderen Autoarbeitern geredet, und auch gelebt hat. Weniger bekannt waren bisher die Arbeiterkämpfe in Ländern wie Vereinigte Arabische Emirate, Nigeria, Mosambik und Russland. Laut offiziellen Zahlen gibt es in Russland kaum noch Streiks; diese sind praktisch verboten. Die Autoren zählen aber von 2008 bis 2014 mindestens 1689 Arbeiterproteste; dabei hätte sich die Streik-Geografie vom Westen (St. Petersburg-Moskau) in den Wolga-Distrikt und bis nach Sibirien verschoben.

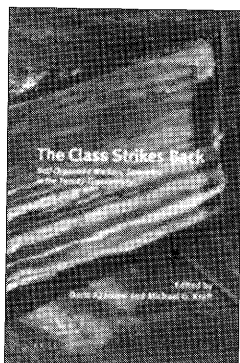
Vietnam hat einen der höchsten gewerkschaftlichen Organisationsgrade weltweit, die Arbeiter streiken öfter als in China, was zu hohen Lohnsteigerungen

geführt habe. Indische Hausgehilfinnen in den VAE organisieren in den Stadtparks Widerstand. In Burkina Faso spielen Streiks eine wichtige Rolle in den sozialen Protesten und Aufständen. Seit dem Ende der Militärdiktatur 1999 kommt es zu ständigen Massenstreiks in Nigeria, die von den Armen unterstützt werden. Die Arbeiter hätten bis jetzt keine große Niederlage erlitten und würden jeden Streiktag bezahlt bekommen – wobei sie öfter streiken müssten, um Dinge durchzusetzen, die sie eigentlich schon erstreikt hatten. Ausländische Direktinvestitionen industrialisieren gerade Mosambik, das führt seit dem Jahr 2000, in dem eine Aluminiumhütte eröffnet wurde, zu Streiks. Es kommt zu Konflikten, weil Arbeiter der ausländischen (Bergbau-)Konzerne in den neuen Minen mehr Lohn als Einheimische erhalten. Die ansässige Bevölkerung kann jetzt wichtige Eisenbahnlinien blockieren, wenn ihnen was nicht passt. Wilde Streiks im ganzen Land führen zur Abschaffung von Hungerlöhnen.

Trotz des in der Einleitung formulierten Anspruchs, Forschung dürfe nicht abgetrennt vom politischen Ziel einer klassenlosen Gesellschaft sein, haben die Autoren offensichtlich nicht miteinander diskutiert. Sie unterscheiden auch nicht zwischen gewerkschaftlichen und autonomen Streiks. Die Frage, ob bzw. wie aus Arbeitermacht eine revolutionäre Perspektive entstehen kann, wird nicht gestellt. Schade, denn sonst hätte aus dem Sammelband was Besonderes werden können!

Der von Dario Azzellini und Michael G. Kraft herausgegebene Band **The Class**

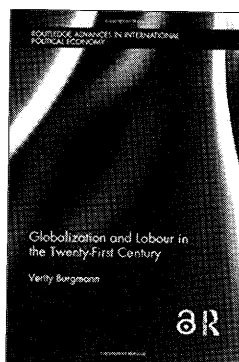
KLASSE



Dario Azzellini,
Michael G. Kraft (Hg.)

The Class Strikes Back – Self-Organised Workers' Struggles in the 21st Century
Historical Materialism Book

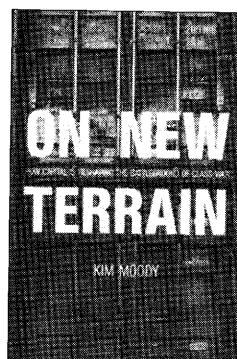
2018 (Brill Books)
338 Seiten | 71 Euro



Verity Burgmann

Globalization and Labour in the 21st Century
2016 (Routledge)

freier Download:
<http://www.oapen.org/search?identifier=611257>



Kim Moody

On new terrain. How Capital is Reshaping the Battleground of Class War

2017 (Haymarket Books)
287 Seiten | 16 Euro

Strikes Back – Self-Organised Workers' Struggles in the 21st Century will »den Pessimismus bekämpfen, dass in Zeiten des Neoliberalismus und der Krise Arbeiterkämpfe wenig Aussicht auf Erfolg haben«. In den Beiträgen kommt heraus, dass die ArbeiterInnen weltweit voneinander mitkriegen: in Indonesien schauen sie nach Argentinien und Venezuela, die südeuropäischen Reinigungskräfte in London schauen nach Los Angeles, der Streikführer aus Chicago holt sich Tipps aus Mexiko... Und viele eingewanderte ArbeiterInnen bringen aus ihren Herkunftsländern neuen Kampfgeist mit.

Das Buch zeigt, dass die Klasse überall kämpft – aber entgegen dem Titel auch ganz schön viel und hammerhart einsteckt. Streiks, Arbeiterselbstverwaltung und Gründung neuer/eigener Organisationen seien die Kampfmittel. Aber Selbstverwaltung ist meist eine Überlebensstrategie oder Notmaßnahme und die Gründung einer eigenen Organisation oft das Ende des Kampfes.

Deshalb müssen wir über Beschreibungen hinausgehen und diskutieren, wo ein Kampf Macht entfalten kann. Dazu ist das Buch leider nicht zu gebrauchen.

Verity Burgmann, Politikprofessorin aus Australien und Aktivistin gegen Apartheid, hat 2016 ihr materialreiches Buch **Globalization and Labour in the 21st Century** veröffentlicht. Theoretisch orientiert sie sich an »anti-determinist theories«, im Wesentlichen an Negri und Béverly Silver, mitunter reproduziert sie dabei schlechte operaistische Philosophie. Im Kapitel »From Flint to Foshan« fasst sie die Kämpfe der Massenarbeiter zu-

sammen und kommt dann zum Postfordismus. Die neuen Verhältnisse – kleine Belegschaften, hohe Fluktuation – hätten Organisationen wie den IWW neues Leben eingehaucht. Das Internet habe den Niedergang der Gewerkschaften zumindest gebremst, weil es den Abgrund überbrücke »zwischen einer zunehmend heterogenen und individualisierten Arbeitskraft und der kollektiven Aktivität und Solidarität, die im Herzen der Gewerkschaften« schlage. Sie referiert die Aktivitäten sämtlicher internationaler Gewerkschaftsdachverbände, was sich wie eine große Erfolgsgeschichte liest. In vielen Ländern habe der Niedergang der Staatlichkeit dazu geführt, dass Gewerkschaften mit NGOs zusammenarbeiten, allerdings vernachlässigten sie dabei die Kernarbeit an der Basis und setzten mehr auf wirkungslose *codes of conduct*. Sie behauptet, der globale Informationskapitalismus biete einen besseren Boden für fortschrittliche Bewegungen als der internationalisierte Industriekapitalismus – hier merkt man, wes Geistes Kind sie ist. Interessante und sehr unterschiedliche Massenkämpfe in der Stahlindustrie in Indien, Russland und China, den Wasserkrieg in Bolivien, den Ölkrieg im Irak und die abgewehrte Privatisierung der südkoreanischen Bahn subsumiert sie unter *social movement unionism*.

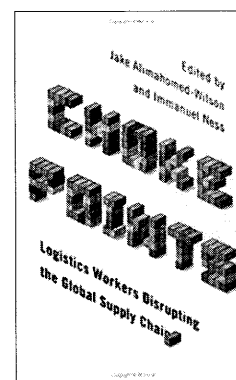
Seit den weltweiten Mobilisierungen gegen die Krise 2008 sieht Burgmann eine »planetarische Arbeiterklasse« im Entstehen, die entgegen allen Erwartungen an vielen Orten ihre Zersplitterung durch das globalisierte Kapital in Frage stelle. Mit Negri sieht sie die »lebendige Alternative« innerhalb »des Empire heranwachsen«, »innerhalb und dagegen«.

»Rund um den Globus beteiligen sich alternative, in höchstem Maße klassenbewusste und militante Gewerkschaften in neuer Form an direkten Aktionen und an altbewährten Streiktaktiken, wenn es strategisch angemessen ist.«

Von solchen idealistischen Beschwörungen hebt sich Kim Moody wohltuend ab. Sein vieldiskutiertes Buch (siehe den Artikel *Logistik ist die Logik des Kapitals* in diesem Heft) **On New Terrain** ist sehr bodenständig – und der Boden ist der Klassenkampf: Solange wir im Kapitalismus leben, müssen wir uns mit dem Feind auseinandersetzen. Moody sieht in den USA starke Konzentrationsprozesse des Kapitals, speziell in den Logistikclustern. Dabei seien gewaltige Arbeiterkonzentrationen entstanden, die neue Möglichkeiten für den Klassenkampf schafften.

Moody hält wenig vom Diskurs über Prekarität, *platform jobs* usw. Der betreffe eine Minderheit und sage uns wenig über die kapitalistische Entwicklung. Er verstelle uns den Blick auf die wichtige große Veränderung, dass nämlich für die Mehrheit der Arbeiterklasse der Lebensstandard gesunken und die Arbeitsbedingungen schlechter geworden sind. In den USA liege der Reallohn unter dem Niveau von 1972.

Es seien viel weniger »gut bezahlte Industriebjobs« ins Ausland verlagert worden, als immer behauptet werde. Diese Jobs seien zu einem großen Teil in die Zulieferindustrie abgewandert (ob diese in den USA oder in Mexiko liege, sei zweitrangig). Die meisten Jobverluste seien aber durch Produktivitätssteigerungen aufgrund von Arbeitsintensivierung zustande gekom-



Jake Alimahomed-Wilson / Immanuel Ness (Hg.)

Choke Points – Logistics Workers Disrupting the Global Supply Chain
Series Wildcat
2018 (Pluto Press)
272 Seiten | 18 Euro

[siehe unsere Besprechungen zu anderen Büchern der Reihe in Wildcat 99 und 101]

men (*just in time, lean production, management by stress*, neue Schichtmodelle, Kürzung der Pausen).

Während die *relative* Zahl von (Hand-) ArbeiterInnen in den Unternehmen seit Jahren bei etwa 20 Prozent liege, sei ihre *absolute* Zahl gestiegen. Moody hält die Stellung manche/r Lager- oder Call-Center-ArbeiterIn für so zentral wie jene der Autoarbeiter in den 70er Jahren. Die größere Kapitalintensität biete erweiterte Möglichkeiten für erfolgreiche direkte Aktionen und Tarifverhandlungen.

Die Einwanderung trage zur steigenden Beschäftigung bei: 1981 waren in Produktion, Service und Transport 15 Prozent der ArbeiterInnen schwarz, Latin@s oder AsiatInnen. Heute seien es 40, in den Logistikclustern sogar 50 Prozent.

Auch die Konzentration des Kapitals steige: nach den Fusionen im Transportbereich arbeiten heute 80 Prozent der dort Beschäftigten bei fünf großen Unternehmen; 40 Prozent der 1,7 Millionen US-Trucker und -Expressfahrer arbeiteten 2014 bei UPS oder FedEx.

In den USA gibt es heute 60 Logistikcluster mit jeweils 200 000 ArbeiterInnen. Insgesamt arbeiten 3,2 Millionen Leute in der US-Logistik, 85 Prozent in den Metropolen. Die *global supply chain* sei extrem verwundbar durch Arbeiteraktionen.

Moody rückt die ganze Diskussion über Finanzialisierung und Kapital, das in Lichtgeschwindigkeit um den Erdball fliege, zurecht mit der Behauptung, dass Produktionsbetriebe noch immer durchschnittlich 31 Jahre lang betrieben werden, Lagerhäuser 40 und andere Transporteinrichtungen 38 Jahre. Er belegt seine Behauptungen mit einem Berg an empirischem Material.

Nach einem absoluten Streiktief Anfang der 80er Jahre war 2015 endlich wie-

der ein Jubeljahr. Militante Minderheiten seien vorbereitet in die Auseinandersetzung gegangen.

Im zweiten Teil des Buchs rechnet Moody fulminant mit der Demokratischen Partei ab, die er für durch und durch korrupt hält. Die Demokraten seien »noch nie eine kohärente oder verlässliche Kraft für soziale Veränderungen« gewesen. Seit 1980 widmeten sie sich den höheren Einkommenschichten, machten Steuererleichterungen für Reiche und kürzten Staatsbediensteten die Gehälter. Die neoliberale Obama-Administration habe sich nicht um die Not der Arbeiterklasse gekümmert. Trotzdem habe die Demokratische Partei immer AktivistInnen aufgesaugt; sie sei ein Friedhof sozialer Bewegungen. Das (vor-)letzte Beispiel dafür sei Bernie Sanders.

Wahlen ändern nichts! Um Leute von der Demokratischen Partei wegzuziehen, spricht sich Moody für eine »massendemokratische Mitglieder-Organisation oder -partei« aus; er nennt historische Graswurzelbewegungen, die Erfolge gegen »Big Oil« oder »Big Money« hatten.

Der Arbeitsplatz sei der Ort, von wo aus die Bewegung den Kampf auf die Straße und in den politischen Prozess tragen müsse. Es müsse ein Graswurzel-Netzwerk aus »Stewards« (betriebliche Vertrauensleute) zwischen den Beschäftigten und den Industriebranchen entwickelt werden. Das Terrain habe sich zum Vorteil der Arbeiterklasse verändert: Die Firmen werden größer, die Arbeiter zahlreicher, die Bedingungen ähnlicher. Gut organisierte Massen-Basis-Interventionen können was reißen. In der Geschichte seien viele konservative und rassistische unorganisierte Arbeiter in Phasen explosiver Aufstände in die Reihen von Arbeiterorganisationen gespült worden.

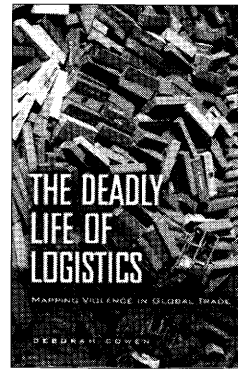
Einen ähnlichen Ansatz haben die Herausgeber von **Choke Points** (»Engpässe«) Immanuel Ness und Jack Alimahomed-Wilson, Co-Autor der 2008 erschienenen Untersuchung über die Zwillingshäfen Los Angeles/Long Beach *Getting the Goods*.

»Das sind die Geschichten der Arbeiter, die den Kapitalismus an seinem schwächsten Punkt untergraben«, kündigt der Verlag Pluto Press den neuen Band der Reihe *Wildcat* an. Hatte Ness in Band 1 die weltweite Arbeiterklasse schematisch in eine »besiegte nördliche« und eine »südliche überausgebeutete, rebellische« eingeteilt, so wird diesmal festgestellt: »Logistikarbeiter im globalen Norden befinden sich auch im Kampf«. Dieser Band geht speziell um Logistik- und TransportarbeiterInnen in aller Welt, überwindet aber genauso wenig wie die oben besprochenen Bücher die Länder-Studie – mit Ausnahme von Chile und Palästina handelt es sich sogar weitgehend um dieselben Länder.

Das Buch will die unsichtbaren LogistikarbeiterInnen sichtbar machen. Im Zentrum stehen ihre Kämpfe, insbesondere an den »Nadelöhren« der globalen kapitalistischen Lieferkette. Es gibt 20 Millionen Container, sechs Millionen sind ständig auf Schiffen, 90 Prozent des Welthandels geht über Schiffe, die große Mehrheit der Arbeiter auf diesen Schiffen kommt aus dem globalen Süden. Mit der gigantischen Fusionswelle 2016 habe eine neue Phase der »oligopolistischen Konsolidierung der Schifffahrts-/Logistikindustrie« begonnen.

Ein zweites Ziel des Buchs ist die Intervention in die akademische Beschäftigung mit Logistik, die sich vor allem um die Vermeidung von Störungen kümmere, also Herrschaftswissenschaft sei.

Was haben die Organisationsversuche der Lagerarbeiter bei *Walmart* in Süd-



Deborah Cowen

The Deadly Life of Logistics. Mapping Violence in Global Trade

2014 (University of Minnesota Press)
328 S. | 22,50 Euro

kalifornien mit den *Amazon*-ArbeiterInnen in Polen zu tun? Welche Verbindungen gibt es zwischen den Kämpfen chinesischer Hafenarbeiter und der Privatisierung der griechischen Häfen? Welche Erfolge und Schwächen gibt es?

Die kämpfenden spanischen Hafenarbeiter erfuhren europaweit Solidarität: Nach Marseille umgeleitete Schiffe wurden nicht entladen, in Antwerpen gab es Soli-Proteste, aber der neue Hafen in Tanger fungierte als Streikbrecher.

Sieben der zehn größten Häfen der Welt befinden sich in China. Die mit 20 Tagen noch sehr langen Umschlagszeiten sollen durch Automatisierung verkürzt werden. In den drei großen Hafenregionen kommt es immer wieder zu großen Streiks, v. a. von den selbstständigen Trukkern. Ein Problem der chinesischen Arbeiterklasse sei das große Misstrauen untereinander, Ergebnis »jahrzehntelanger Atomisierung«.

Die selbstständigen Hafentrucker in Südkalifornien haben in den letzten vier Jahren 15 Mal gestreikt; einige wurden inzwischen angestellt, manche Firma ist pleitegegangen. Die Lagerarbeiter im südkalifornischen Inland-Empire konnten Millionen an nicht gezahlten Löhnen und neue Rechte erkämpfen, doch ihre Löhne sind mit durchschnittlich 10,50 Dollar (*Amazon*: 12,25) immer noch viel zu niedrig zum Leben. Über die Hälfte sind LeiharbeiterInnen, für fast drei Viertel von ihnen dauert der Job weniger als zehn Monate. In diesen *brown collar jobs* arbeiten viele Latin@s. Das Gespenst der Automatisierung gehe um. Die *Warehouse Workers United* haben ausgehend vom *Inland Empire* Partnerschaften entlang der ganzen *Walmart*-Lieferkette etabliert, bis nach Bangladesch und Kambodscha. Akkordlohn wurde in Stundenlohn gekämpft, 2014 gab es Nachzahlungen von

21 Millionen Dollar für Lagerarbeiter. *Lessons learned*: »Die Lektion der letzten acht Jahre (wie der letzten 80) ist, dass es wirklich nicht zählt, wer im Weißen Haus oder Kongress sitzt.« Stattdesse bringen Kampagnen mindestens Solidarität.

In den Kämpfen in den »norditalienischen Nadelöhren« sei der internationale Ansteckungseffekt leider ausgeblieben.

Zum Abschluss schreibt Peter Olney, der als Chef der Hafenarbeitergewerkschaft ILWU 45 Jahre lang Arbeiter organisiert hat, die Diskussion um »Nadelöhre« sei so alt wie die Arbeiterbewegung. Diese seien jedoch nicht statisch; sie immer wieder aufzuspüren, sei ein strategischer Job. Doch wer blockiere schlussendlich? Junge AktivistInnen hätten die Macht der Hafenarbeiter entdeckt, viele *Occupy*-Leute verwechselten jedoch ihre eigene Subjektivität mit der der Arbeiter. Kein kunstvoller Akt könne die Subjektivität, Intelligenz und Aktion derer ersetzen, die die Arbeit schlussendlich machen. Die ganzen heroischen Kampagnen von Los Angeles über Chicago bis New York hätten übersehen, dass sie den »strategischen Hammer« der Hafenarbeiter brauchen. Hier werde gerade traditionelle Arbeit durch Technologie ersetzt, die Umschlagszeiten nach der Containerisierung seien rapide auf 24 Stunden gesunken. Und dann stellt er die Frage: Wie ist es noch zu rechtfertigen, dass ILWU-Mitglieder bei gleicher oder ähnlicher Arbeit viel mehr verdienen als ihre Kollegen in den Inland-Lagerhäusern? Die Zahl der Hafenarbeiter sinke, gleichzeitig würden drei Gruppen immer größer: »Logistics Information Service«, »Warehousing« und »Trucking«. Die zukünftige Macht der Hafenarbeiter könne nur darin liegen, sich nicht als Hafenarbeiter, sondern als Logistikarbeiter zu begreifen.

Völlig anders und zwar mit einem queer-feministischen Ansatz geht die kanadische Geografin Deborah Cowen in ihrem bereits 2014 erschienenen Buch *The Deadly Life of Logistics* vor. Sie will »Vorstellungen von Gewalt und Begehren in der sozialen und räumlichen Anordnung des Logistikraums« untersuchen, um »queere Pfade in alternative Zukünfte – auch ökonomischer Art – des rohen Handels (*rough trade*) zu finden«. Im Schlussabschnitt (»Desiring a Different Rough Trade«) kommen dazu allerdings nur ein paar wenig überzeugende Überlegungen.

»Die Logik der *supply chain security* definiert die Unterbrechung des Logistiksystems als eine Frage nationaler Sicherheit und sanktioniert somit einen sozialen Krieg gegen die [Logistik-]Arbeiter.« In diesem umfassenden Krieg verwischen die Grenzen zwischen Kriminalität und Terror sowie zwischen Polizei und Militär (S. 92 f.) Ihre Ausführungen, die »Revolution in der Logistik habe nicht nur den Transport an sich wichtiger gemacht, sondern »direkt und vorsätzlich die Grenzen zwischen Transport und anderen Formen produktiver Arbeit verwischt« (S. 104) ist ein wichtiger Hinweis auf den Zersetzungsangriff auf die Arbeiterklasse: Auslagerung von Abteilungen, *just in time*, Subunternehmer aus der Logistikbranche schicken »ihre« Angestellten direkt ans Band des Auftraggebers usw.

In ihrer Analyse setzt sie sich stark mit Marx auseinander und natürlich mit Harvey. Das ist durchaus lesenswert, doch überall, wo sie über Marx hinausgehen will, wird es hanebüchen. Ein gewisser Thomas Reifer habe »mutig herausgearbeitet«, dass Marx das *Kapital* heute mit dem Satz beginnen würde: »Der Wohlstand der Nationen erscheint im 21. Jahrhundert zunehmend als Ansammlung von

»move or die«

(UPS-Werbekampagne)

¹ Duffield, Mark »Total War as Environmental Terror: Linking Liberalism, Resilience and the Bunker.« South Atlantic Quarterly 110: S. 770–79. 2011.

² Ein kanadischer Umweltschützer und emeritierter Professor (Jahrgang 1930), der im englischen Sprachraum sehr einflussreich ist. Siehe: https://en.wikipedia.org/wiki/C._S._Holling

Containern-« (S. 104) Das ist Bullshit, in der Logistik geht es um die Zusammenarbeit von Millionen ArbeiterInnen, der Container wird dabei völlig überbewertet.

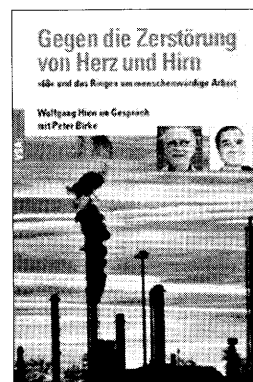
Cowen ist immer da sehr interessant, wo sie über den Klassenfeind schreibt, z. B. wenn sie rausarbeitet, dass sich nach 9/11 in der Logistik Resilienz-Konzepte durchsetzten. Resilienz-Konzepte mischen Krieg, Natur und Ökonomie. Der ursprünglich aus der Ökologie kommende Begriff sei deshalb so erfolgreich, weil er wunderbar zur neoliberalen Philosophie passe: Ökologie und Ökonomie würden als vitale, aber verletzte Systeme dargestellt. Da beide essenziell für das menschliche Leben seien, müssten sie verteidigt werden. Sehr gut ihr Verweis auf einen Aufsatz von Mark Duffield¹, der aufzeige, wie der Umweltschützer C. S. Holling² in den 1960er und 1970er Jahren »die aktuellen Kriegsmobilisierungen in die Natur übertragen« habe; die Ökologie habe »den Krieg naturalisiert«. Hierin sehe Duffield auch den Bruch zwischen dem Sozialstaat der Moderne, der die Menschen gegen zukünftige Unsicherheit absichern wollte, und den Konzepten von Resilienz, die sich positiv auf Unbestimmtheit und die nicht voraussehbare Zukunft bezögen. (S. 215 f.) Im übrigen habe bereits Marx Darwins Konzepte des Kampfs in der Natur als Übertragung der damaligen kapitalistischen Konkurrenz gesehen. So weit, so gut. Über Foucault und Donna Haraway kommt sie dann auf: »We have never been human.«

Im vorletzten Abschnitt »Queering Logistics« führt sie aus, die Queer-Theorie habe es in den letzten Jahren geschafft, sich nicht mehr nur mit Geschlecht und Sexualität, sondern auch mit Themen wie Glaube, Geopolitik und Siedlerkolonialismus zu beschäftigen. Das sei keine Bewegung weg von Sexualität, sondern eine

vertiefte Beschäftigung mit der starken Verstrickung von sexuellem Begehren und dessen »Regierung« in heutiger Bio-, Neko- und Geopolitik. (S. 223) Sie zitiert durchaus die – wohlmeinende – Kritik von Antke Engel, man müsse aufpassen, nicht vorzuschlagen, die Realität zu lassen, wie sie ist, aber anders drüber nachzudenken. (S. 224) Dem ist an dieser Stelle aus Platzgründen nichts weiter hinzuzufügen!

Gegen die Zerstörung von Arbeiterkörpern durch die Chemie- oder Stahlindustrie hat Wolfgang Hien sein Leben lang angekämpft: als Arbeiter, in seinen Betriebsgruppen, später als Forscher und Gutachter. Aber auch *Gegen die Zerstörung von Herz und Hirn*, so der Titel des Buches, in dem er Peter Birke aus seinem Leben erzählt. Lehrlingsbewegung, Betriebsgruppe, Trotzismus, Bioenergetik, Wilhelm Reich, Männergruppe, Gesundheitsbewegung – bis Mitte der 1980er Jahre eine typische Biografie vieler westdeutscher Linker. Die ersten Kapitel machen deutlich, wie viele in den 70er und 80er Jahren in die Betriebe gingen. Die großen Chemiearbeiterstreiks, ein spontaner Umzug bei BASF. Überregionale Treffen, Arbeitskreise, in denen organisationsübergreifend zusammengearbeitet wird. Und selbstverständlich lebte man in Wohngemeinschaften – kennzeichnend für eine Generation, die Familie und Privatleben ablehnte und 100 Prozent für die Politik da sein wollte.

Schon während der Lehre zum Chemielaboranten bei BASF in den 1960er Jahren erfuhr er die wissentliche Vergiftung der ArbeiterInnen durch die Industrie. Mit Unterbrechungen hat er insgesamt 17 Jahre in vielen Betrieben gearbeitet, auch härteste Jobs im Stahlwerk nicht gescheut.



Gegen die Zerstörung von Herz und Hirn.

»68« und das Ringen um menschenwürdige Arbeit

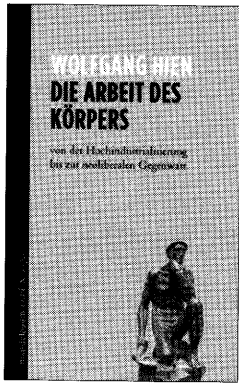
Wolfgang Hien im Gespräch mit Peter Birke
Hamburg 2018 (VSA)
263 S. | 22,80 Euro

siehe auch *Wildcat* 100:
Kranke Arbeitswelt

Dabei wollte er sich weniger mit den Facharbeitern organisieren, sondern mit denen, die die wirklich harte und schädliche Arbeit machen müssen – und die nicht immer die solidarischsten Kollegen sind: »... und doch kommt gerade von da eine ungeheure Kraft, wenn die Welt in Bewegung gerät.« (S. 89f.) Darüber hatte er heftige Auseinandersetzungen mit Genossen, die die Randbelegschaften, prekäre Arbeiter usw. für unbedeutend hielten, weil es da nichts Kontinuierliches gäbe.

Seine Betriebsgruppe machte BASF-Unfälle öffentlich (Dioxin, Arsen), die viele Menschen das Leben gekostet haben. Vorbild für Hien war die »Arbeitermedizin« aus Italien – Arbeiterkontrolle gegen Unternehmerkontrolle: die Arbeiter sollten Zeit bekommen, am Arbeitsplatz weniger gesundheitsschädliche Methoden zu erforschen und auszuprobieren. In der BRD kamen Kampagnen eher von außen, viele UmweltaktivistInnen sahen in ArbeiterInnen zuallererst den Feind. Deshalb musste Hien 1989 der Umweltbewegung zurufen: »Die Naturzerstörung beginnt bei den Arbeitern.«

Als Hien Mitte der 80er Jahre der Arbeit im Betrieb erstmal den Rücken kehrte und sein Studium abschloss, empfanden das seine ehemaligen Genossen als »Verrat«. (S. 155) Da er sich mit der Chemiegewerkschaft angelegt hatte, stand er auf der schwarzen Liste, einmal erfolgte seine Kündigung durch die direkte Intervention des Betriebsrats. Die Böckler-Stiftung lehnte ihn als Stipendiaten ab: »Solche Leute wie dich brauchen wir nicht.« In den 90er Jahren ging er endgültig nach Bremen an die Uni, »Karriere« im bürgerlichen Sinn hat er nicht gemacht, seine Projekte waren immer schlecht bezahlt. Schließlich doch noch ein Job in der Höhle des Löwen: gesundheitspolitischer Sprecher beim DGB-



Wolfgang Hien

Die Arbeit des Körpers

von der Hochindustrialisierung in Deutschland und Österreich bis zur neoliberalen Gegenwart
Nachwort:
Karl-Heinz Roth

Wien 2018
(Mandelbaum)
344 Seiten, 25 Euro

Hauptvorstand. Das konnte nicht gut gehen, geht hier die Sicherung der Arbeitsplätze doch über alles. Hien brach physisch zusammen, stieg aus und machte sich als Berater und Forscher selbstständig.

Hien hat sich mit vielen Fragen beschäftigt, aber eine zentrale nicht gelöst: Warum »verkauften« viele Arbeiter ihre Gesundheit, um mehr verdienen zu können? Familie, Eigenheim, die Perspektive, mit 50 in Rente zu gehen – und mit 60 zu sterben? Er bringt eine interessante Anekdote: der Taxifahrer, der ihn 2001 für Interviews zu den Wohnungen der entlassenen Werftarbeiter der geschlossenen Vulkanwerft fährt: »Wie, was wollen Sie? Ehemalige Werftarbeiter? Wer will denn sowas noch? Denen geschieht es doch recht, die waren doch früher so stolz, die haben alle auf uns herabgeschaut, auf uns Taxifahrer, auf uns Postboten. Der Rest der Bevölkerung war doch für die Werftarbeiter ein Dreck, und jetzt sind sie selber im Dreck. Wieso sollte sich noch einer für die interessieren?«

2008 begann Hien, sein »Lebensthema« ganz grundsätzlich anzugehen und eine Geschichte des ArbeiterInnenschutzes von unten zu schreiben. In den Mittelpunkt seines Buches **Die Arbeit des Körpers von der Hochindustrialisierung in Deutschland und Österreich bis zur neoliberalen Gegenwart** stellt er den Leib-Körper der ArbeiterInnen, den die Fabrikanten vor allem als Material sehen. Die herrschende Klasse schickte die armen Bauern in Bergwerke oder Fabriken wie in Kriege. Die Arbeit hat viele umgebracht – durch Unfälle oder langfristig durch arbeitsbedingte Krankheiten, die erst spät als solche anerkannt wurden. Dass Proletarier bei der Arbeit krepieren oder früher sterben, war der Normalfall. Die unhygienischen Verhältnisse in den überbe-

legten Arbeiterwohnungen begünstigten die Ausbreitung der Lungentuberkulose, die zur Krankheit der Armen wurde.

Gleichzeitig wurden viele Arbeiter zu Opfern einer religiösen Verehrung der Arbeit und des Wissenschaftsglaubens, von dem auch die sozialdemokratische Arbeiterbewegung nicht frei gewesen sei. Handwerkerstolz, Männlichkeitsmythos und instrumentelles Körperverständnis treiben bis heute ihr Unwesen in Werkhallen, wenn es darum geht, riskante Arbeiten zu übernehmen oder über das individuelle Leistungsvermögen hinaus zu schuften.

Der erste Teil des Buchs beschreibt die Geschichte von Bergbau, Stahlindustrie und Chemie als eine Geschichte von systematischer Vergiftung und Zerstörung der Arbeiterkörper. Katastrophen wie Bergwerksunglücke mit hunderten bis tausend Toten oder die Explosion der Salpeter-Halde 1921 bei BASF (565 Tote, 2000 Schwerverletzte) wurden von Kapitaleseite immer als »Schicksalsschlag« und Kampf der Menschheit mit den Naturkräften dargestellt – oder man gab den Arbeitern die Schuld, sie hätten die Sicherheitsvorschriften nicht eingehalten.

Die Nazis setzten noch einen drauf. Arbeit adelt. Jetzt konnten die Mediziner ihre Vorstellungen von Auslese und Aussortieren der Schwächlinge umsetzen. Bis heute ist es der Ansatz der Arbeitsmedizin, arbeitsbedingte Krankheiten zu individualisieren: nicht die Arbeitsbedingungen sind schuld, sondern die Konstitution und der Lebenswandel des Arbeiters. Die Menschen müssen an die Arbeit angepasst werden. Ihre Umdeutung der Begriffe hat sich bis heute gehalten: Aus Schutz der Arbeitenden wurde »Arbeitsschutz«, Röntgenreihenuntersuchungen, die der Aussortierung der Kranken dienten, bekamen den Namen »Prävention« verpasst. Es gab tatsächliche Verbesserungen für

»Die Naturzerstörung beginnt bei den Arbeitern«

»Herrenmenschen« – und Vernutzung durch Arbeit für »Schwächlinge« und rassisch nicht Erwünschte. Die Berufskrebsforschung erlebte einen bisher nicht gekannten Aufschwung – doch die besorgniserregenden Zahlen beim Blasenkrebs blieben unter Verschluss.

Die meisten Betriebsführer und Betriebsärzte, Ingenieure und Chemiker gehörten in den 20er Jahren zur Speerspitze der »konservativen Revolution«, ihr rassistischer Geist konnte sich unter den Nazis richtig entfalten. Robert Ley, Reichsleiter der Deutschen Arbeitsfront, war vorher Chemiker bei Bayer.

Der zweite Teil des Buchs widmet sich der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg in der BRD und Österreich: vom sogenannten »Wirtschaftswunder« bis zum gegenwärtigen Marktradikalismus.

Im Wiederaufbau existierte Arbeitsschutz so gut wie gar nicht, in der BRD starben 1960 mehr als 5000 Arbeiter bei Arbeitsunfällen, in der DDR knapp 1000, in Österreich 600. (Anfang der 50er Jahre gab es noch 500 000 Bergarbeiter in der BRD, im Saarland und in Österreich.) Die Arbeitsmedizin machte sich nur Sorgen um den Leistungsstand, wie der leitende Betriebsarzt der BASF 1951, der aufruft, »dieses Absinken der Leistungsfähigkeit oder den totalen Leistungsabfall mit allen verfügbaren Mitteln zu bekämpfen, wenn das Volk sich im Kampf um sein Dasein behaupten will«. (S. 176)

Erst die 68er-Bewegung brachte hier einen kulturevolutionären Schub, indem sie nicht mehr Härte und Durchhaltementalität, sondern Verletzlichkeit und Weichheit in den Vordergrund stellte.

In den letzten Kapiteln geht es um die Schattenseiten der Wohlstandsära: zum einen um Asbest, zum anderen wird die Mär von der humanisierten Arbeit auseinandergenommen. Heute gelte eine



Arlie Russell
Hochschild

**Fremd in ihrem
Land: Eine Reise
ins Herz der ameri-
kanischen Rechten**
Übersetzung:
Ulrike Bischoff.

Frankfurt/M. 2017
(Campus)
429 S. | 29,95 Euro.
(engl. Originalausga-
be 2016)

Körperpolitik der Eigenverantwortung. Nach außen hin müsse wieder der Anschein erzeugt werden, körperlich und geistig fit, engagiert und voller Arbeitsfreude zu sein. Die neoliberale Ideologie habe vielen Herz und Hirn zerfressen. Sie führe in den oberen Angestelltenetagen zu fortlaufenden Inszenierungen von Selbstbeherrschung und emotionaler Kälte und einer martialischen Aufrüstung des Selbst.

Sein Material fand Hien selten in offiziellen Veröffentlichungen der Arbeitsmedizin – und auch selten in denen der Gewerkschaften. Engagierte Arbeitsmediziner, die wichtige Untersuchungen durchgeführt und sich für die ArbeiterInnen eingesetzt hatten, haben als Juden Deutschland verlassen müssen. Deshalb greift Hien häufig auf Selbstzeugnisse von ArbeiterInnen zurück. Fündig wurde er auch in der Arbeiterliteratur der Zwischenkriegszeit oder dann beim »Werkkreis Literatur der Arbeitswelt«.

Betriebsbasisgruppen haben in den 1970er und 1980er Jahren viel dafür getan, die verheerenden Bedingungen öffentlich zu machen und die ArbeiterInnen zum Protest und zur Verweigerung aufzufordern, zum Beispiel *Echolot* und *Mitmischer*. Die Kritik hatte durchaus Erfolg: heute wird in der BRD in der Großindustrie nicht mehr an offenen Wannen hantiert, die Lösungsmittel sind aus den Druckereien fast verschwunden. Die schmutzige Arbeit ist nach Indien, Bangladesch, Vietnam oder China ausgelagert worden, wo die jüngst proletarisierten Arbeitergenerationen »eine bittere Wiederholung der Geschichte« erleben.

Die letzten Seiten machen noch einmal einen großen politischen und philosophischen Bogen auf. Sie dienen der Selbstvergewisserung, dem Festhalten am Kampf gegen ein menschenverachtendes

Ausbeutungssystem und dem Hoffen auf den »Schrei« (Holloway) des Zorns und der Verweigerung der Abermillionen geknechteten Körper. Auf seine Nähe zur Befreiungstheologie hat Hien schon im ersten Buch hingewiesen: »Innerlich bin ich Linkskatholik.«

Auf ArbeiterInnen, deren Körper durch haarsträubende Arbeitsbedingungen in der Petrochemie und Umweltgifte gelitten haben, trifft auch **Arlie Russell Hochschild** auf ihrer Reise nach Louisiana, ins Herz der amerikanischen Rechten. Einige von ihnen wurden zu militanten Umweltaktivisten – und hetzen trotzdem gegen die Regierungserzählung vom Klimawandel.

Die pensionierte Soziologin hat zwischen 2011 und 2016 – bevor Trump an die Macht kam – zehn Expeditionen nach Louisiana gemacht und dort 40 »Kerninterviews« mit *Tea-Party*-AnhängerInnen geführt. Bis zu ihrer Rente habe sie in einer linksliberalen akademischen Blase in Berkeley gelebt, nun wolle sie herausfinden, wie diese Menschen ticken. Sie ist überrascht, auf nette, sozial eingebundene, aktive Menschen zu treffen. Diese verhalten sich aber dermaßen widersprüchlich, dass es ihr schwer fällt, dahinter eine Logik zu erkennen.

Das große Paradox

Louisiana ist der zweitärmste Bundesstaat der USA, erhält 44 Prozent seines Budgets aus Bundesmitteln, leidet durch die Ölindustrie unter extrem hoher Umweltverschmutzung – Hochschild nennt Louisiana das »Ground Zero« der Petroindustrie. Milliarden schwere Subventionen haben chemische Großbetriebe angelockt. *Shintech*, *ExxonMobil*, *Monsanto*. Im Boden dürfen Giftabfälle günstig vergraben wer-

den, aus Schornsteinen kommen stinkende Wolken. Hier wird die höchste toxische Emission pro Kopf, bei Männern die zweithöchste Krebsrate der USA gemessen. Die Lebenserwartung liegt weit unter dem US-Durchschnitt, die Zahl allein-erziehender Mütter weit darüber; die Schulen sind marode, usw.

Gleichzeitig ist Louisiana ein Kernland der amerikanischen Rechten, die gesetzliche Umweltauflagen, staatliche Hilfen für Arme, Obdachlose und alleinerziehende Mütter genauso ablehnt wie steuerlich finanzierte Investitionen in Bildung. In den US-weiten Statistiken findet Hochschild ein Muster. Sie fasst zusammen: »Je größer das Risiko ist, gefährlichen Schadstoffen ausgesetzt zu sein, umso weniger Sorgen macht sich ... der Betreffende darüber und umso größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass er ein konservativer Republikaner ist.« (S. 336 f.) Das ist Teil des »großen Paradoxes«, das im Zentrum des Buchs steht. *Umwelt* ist Hochschilds »Schlüssellochthema«, mit dem sie sich diesem Paradox nähert.

Die Petroindustrie hat sich seit den 40er Jahren konsequent Standorte gesucht, an denen die »am wenigsten widerstandsbereiten Personen« lebten. Die BewohnerInnen Louisianas passten ins Profil: geringe Schulbildung, katholisch, ohne aktivistische Kultur, konservativ, republikanisch, Verfechter des freien Marktes. (siehe S. 117 f.) Das erklärt das Paradox aber nur zu einem kleinen Teil.

Die Vordrängler

Im ersten Teil des Buchs stellt Hochschild einige teilweise erschütternde Biografien ihrer *Tea-Party*-GesprächspartnerInnen vor, denen die Petrochemie die Heimat zerstört hat. Im zweiten Teil beschreibt sie diese mächtige Industrie, untersucht die Rolle des Staats, der Kirchengemein-

»Je größer das Risiko ist, gefährlichen Schadstoffen ausgesetzt zu sein, umso weniger Sorgen macht sich ... der Betreffende darüber und umso größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass er ein konservativer Republikaner ist.«

den und der Medien. Im dritten Teil präsentiert sie die Geschichte hinter den vielen Lebensgeschichten. Denn nicht das Wissen und die Summe der verfügbaren Informationen bestimmen die Sichtweisen und Standpunkte der Leute, sondern eine emotional tief verankerte Haltung zur Welt. Hochschild nennt das die »Tiefengeschichte«, die sie aufschreibt und den Leuten vorlegt. Alle finden sich darin wieder:

Sie haben ihr ganzes Leben hart gearbeitet und Kinder groß gezogen, Armut und arbeitsbedingte Krankheiten ausgehalten, den Verlust ihrer Gemeinden und Kommunen (entweder durch Armut oder durch die Industrie zerstört) hingenommen. Sie haben durchgehalten, weil sie sich in einer »Warteschlange zum amerikanischen Traum« sahen, dem Aufstiegsversprechen des Kapitalismus: jeder kann es schaffen, und zumindest den Kindern wird es einmal besser gehen.

Seit Ende der 70er Jahre ist es in dieser Schlange aber nicht mehr vorangegangen, fast im Gegenteil, es ging den Leuten schlechter oder sie mussten noch mehr Entbehrungen auf sich nehmen, um auch nur den erreichten Standard zu halten. Gleichzeitig hatten sie aber den Eindruck, dass aufgrund bestimmter Förderungen von »Minderheiten« (Schwarze, Frauen, Schwule...) andere ohne gleichwertige Anstrengungen an ihnen vorbeizogen. Dieses »Vordrängeln« empfinden sie als ungerecht.

Hochschild sieht diese Leute in der Falle. »Als loyale Teamplayer, gläubige Christen und Cowboys sind sie stolz darauf, die Schwierigkeiten auszuhalten, mit denen sie konfrontiert sind. Wenn sie staatliche Leistungen in Anspruch nehmen müssen, tun sie es mit Scham. Doch angesichts des Verlusts ihrer Häuser, ihres Trinkwassers und sogar ihrer Arbeitsplätze ... gibt es kein anderes Wort dafür. Sie sind Opfer.« (S. 311) Aber als solche

wollen sie sich auf gar keinen Fall sehen oder bezeichnet werden, das widerspricht frontal ihrem Selbstverständnis, kein Weichei sein, Schläge einstecken, ohne aufzujaulen, Verachtung für diejenigen, die zu Boden gehen, die Loser. Sie halten Lohn ohne Leistung für zutiefst ungerecht und sehen nicht, wollen nicht sehen, dass es strukturelle Benachteiligung gibt.

Empathie? – me ne frego!

Solle man die Armen doch verhungern lassen, sagt eine Frau. Alleinerziehenden müsste man die Eileiter abklemmen! Hochschild stellt dazu fest, sie wollten sich nicht vom Staat vorschreiben lassen, mit welchen Benachteiligten sie Mitleid haben müssen. Aber sie setzt sich mit diesem Empathieverlust nicht politisch auseinander. *Me ne frego* – »das geht mir am Arsch vorbei« – war auch die Massenbasis des italienischen Faschismus. Hochschild hält das Selbstbild der Leute »in der Schlange« (»immer gut gearbeitet, nie krank, nie arbeitslos«) für eine Erklärung – linke, kämpferische Arbeiter müssen aber fast täglich genau diese spalterische Haltung von »rechten« Kollegen aufknacken! Solche Formen von Stolz sind nämlich Mythenbildung über sich selbst (auch Hochschild merkt beim Nachfragen: da war mal eine Phase von Arbeitslosigkeit, aber die war »unverschuldet«; die Schwester lebt als alleinerziehende Mutter von staatlicher Fürsorge, aber sie wurde ja auch von ihrem Mann verlassen; usw.). Sie können andocken am Selbstverständnis der arbeitenden Klasse, das sich nicht nur gegen den schmarotzenden Chef, sondern auch gegen die Faulenzer abgrenzt. Aber wer es nicht schafft, gegen den Chef zu kämpfen, sieht sich vom Ausland, von den Banken, den kosmopolitischen Eliten, der »jüdischen Finanz« betrogen – und legitimiert, nach unten zu treten.

Trauer und Hass

Den ganzen Komplex (»Liberale«, »an Elite-Unis Studierende«, Umweltschutz und andere Regulierungen, der bürgerliche Staat als Klassenherrschaft) packen die interviewten *Tea-Party*-Anhänger in die Schublade »Bundesstaat«. In ihrem Hass auf diesen Staats-Komplex hantieren sie mit »Theorien« und Zahlen, die wenig mit der Realität zu tun haben. Hochschild überprüft einige Zahlen im Anhang des Buchs. (Beispiele: »Der Staat gibt viel Geld für Sozialleistungen aus.« – 2014 waren es acht Prozent des Staatshaushalts. Seit Clinton 1996 »das Ende der Sozialhilfe, wie wir sie kennen«, einläutete, sinken die meisten Sozialleistungen strukturell; einige Posten sind durch die scharfe Wirtschaftskrise gestiegen. »Schwarze Frauen haben viel mehr Kinder als Weiße« – in Wirklichkeit haben sich die Zahlen fast angeglichen: eine schwarze Frau in den USA bekommt im Laufe ihres Lebens durchschnittlich 1,88, eine weiße Frau 1,75 Kinder.) Aber mit Zahlen sind diese Leute kaum noch zu erreichen, und ökologische Katastrophen ändern ihre politischen Einstellungen nicht. Im englischen Original heißt das Buch im Untertitel *Anger and Mourning in America*. Wut und Trauer. Sie sind traurig über die kaputte Umwelt, aber wütend auf die Regierung in Washington.

Laut Hochschild sei weniger die Umverteilung hin zu Bedürftigen das Problem der *Tea-Party*-AnhängerInnen, sondern die Institutionen und untransparenten Regeln, nach denen dies passiert. Innerhalb der lokalen Gemeinden, wo sie die Kontrolle darüber haben, seien sie durchaus bereit, oft in den Grenzen eines strengen christlichen Moralregimes, sich für arme Menschen zu engagieren. Die Behörden des Bundesstaats sind jedoch so weit entfernt, dass Kontrolle oder gar

* Deutschland spricht: <https://www.tagesspiegel.de/berlin/aktion-deutschland-spricht-sie-wollen-mit-andersdenkenden-diskutieren-melden-sie-sich-hier-an/22786662.html>

Einflussnahme nicht möglich ist. (Der Hass auf den Bundesstaat USA entspricht in etwa dem auf »Brüssel« und die EU.)

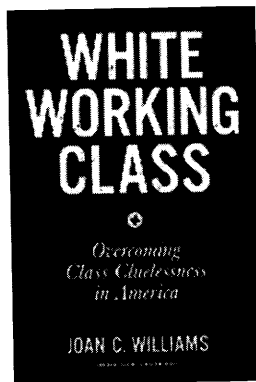
Und was heißt das jetzt alles?

Hochschilds Perspektive ist, dass wir über Lagergrenzen hinweg miteinander reden, die Filterblasen der politischen Lager überwinden, eine neue Form der Kommunikation beginnen. Sie arbeitet mehrfach heraus, dass »Linke« und »Rechte« oft gleiche Ziele haben; auch die Linken hätten eine Tiefengeschichte, auch sie fühlten sich fremd in ihrem Land... Am Ende setzt sie auf Norwegen als Modell. Okay, Hochschild will nicht die Revolution, sondern »nur«, dass die US-amerikanische Gesellschaft wieder funktioniert. Aber sie unterschätzt gnadenlos die politische Dimension.

»Es drängt sich der Eindruck auf, dass es ausschließlich herzliche, großzügige, kinderliebende Menschen sind, die Tea-Party-Plakate kleben, sie nennt sie »meine neuen Freunde«... das geht dann doch ein wenig zu weit. Wenn eine Frau fragt, ob sie etwa ein böser Mensch sei, weil sie Armen keine Unterstützung gönnt – würde man sich ein »Ja!« als Antwort wünschen.« (Besprechung in der ZEIT)

Es ist sicherlich nicht verkehrt, miteinander zu reden. Wer im Job oder Verein zwangsläufig mit politisch Andersdenkenden zu tun hat, wird das eh tun. Doch das schon als politische Strategie auszugeben, ist dünn!

Trotzdem macht Hochschild ein paar wichtige Punkte zum Verständnis des Wahns und nimmt die Leute auf eine angenehme Art und Weise ernst. Schade, dass dieses Ernstnehmen nicht gereicht hat, die auf viertausend Seiten verschriftlichten Interviews zugänglich zu machen, sie zitiert unglaublich spärlich, so bleibt das Ganze dann doch ihre Erzählung.



Joan C. Williams

White Working Class, Overcoming Class Cluelessness in America

Harvard Business Review Press, 2017
180 Seiten, 18 Euro

Auch die Juraprofessorin *Joan C. Williams* treibt die Vernachlässigung vor allem der **Weißten Arbeiterklasse** durch die *professional managerial elite* (PME) um. Sie warnt die Demokratische Partei vor einem »gefährlichen Klassenkampf«.

Unter Arbeiterklasse versteht sie Leute ohne College-Abschluss und mit einem Haushaltseinkommen von 41 000 bis 132 000 Dollar. Sie mussten in den letzten Jahren sehr viele ökonomische Rückschläge hinnehmen. Williams fragt sich, warum weiße Arbeiter(frauen) Trump gewählt haben – oder zumindest nicht Clinton. In erster Linie seien ihnen *Werte* wichtig – und nicht Sozialprogramme und die mit ihnen verbundene Stigmatisierung. Trump hatte nicht Sozialhilfe versprochen, sondern gute Jobs. Auch den Frauen seien Jobs (für ihre Männer) wichtiger als Genderpolitik.

Warum ziehen die Arbeiter nicht dahin, wo die guten Jobs sind? Einerseits sei dies sehr teuer und gar nicht möglich; andererseits sei es charakteristisch für Arbeiter, dass sie in ihrer *Community* verwurzelt sind und nicht langjährige Freunde aufgeben wollen. In Zeiten ökonomischen Niedergangs funktioniere die *Community* auch als Sicherheitsnetz. Für Kinder gut betuchter Eltern sei ein Umzug vom Mittleren Westen in die großen, teuren Uni-Metropolen leicht, weil ihnen solcherart Verwurzelung nicht viel bedeute, oder weil sie darauf nicht angewiesen seien.

Warum gehen sie dann nicht wenigstens aufs College? Weil sie die Erfahrung gemacht hätten, dass dies keine Garantie für die Verbesserung ihrer Situation ist. Wer aus der Arbeiterklasse kommt, habe es viel schwerer am College als Kinder der PMEs. Sie kennen die ungeschriebenen Gesetze und sozialen Codes in diesen Sphären nicht. Außerdem überwiege noch immer ein Stolz, die Welt zu ernähren.

»Männer aus der Arbeiterklasse wollen nicht bei McDonald's arbeiten.«

Für die Arbeiterklasse sei nach wie vor die Familie wichtig – den Kindern der PMEs werde anerzogen, zuerst kommt die Karriere, dann die Familie. Das sei auch ein Grund, warum Kinder der Arbeiterklasse weniger hart strebern.

Was ist Rassismus?

Der Rassismus der weißen Arbeiter unterscheide sich von dem der PMEs. Er sei viel direkter und nicht so gefährlich versteckt. Weiße aus der PME hielten sich für kompetenter als andere. Weiße aus der Arbeiterklasse glaubten, sie seien besser dran, weil sie härter arbeiten.

Warum hat knapp ein Drittel der Latinos Trump gewählt? Aus Angst vor der neuen Konkurrenz aus dem Süden und vor dem *cultural change* der *correctness*.

Die meisten Trump-Wähler seien keine Rassisten. Es müsse mehr über Angst geredet werden und man dürfe nicht Korrelation mit Ursache verwechseln – Rassismus korreliere mit Angst, sei aber nicht deren Ursache.

Die weiße Arbeiterklasse sei auch nicht sexistischer, eher anders rum. PME-Männer verbrächten weniger Zeit mit Kindererziehung als die aus der Arbeiterklasse. »Elite men tend to talk the talk but don't walk the walk; working-class men walk the walk but do not talk the talk.«

In ihren Schlussfolgerungen will Williams die ausgelagerten Jobs zurückholen und sie will den alten Sozialstaat zurück. Der habe nach wie vor Vieles zu bieten, das müssten die Demokraten den Leuten nur besser erklären. Sie schlägt vor, die *Rainbow Coalition* von Schwarzen, Frauen und LGBTQ-Leuten um die weiße Arbeiterklasse zu erweitern: »*interracial coalition for economic justice*«. »Wir müssen den Klassenkonflikt entschärfen, um zum *common sense* zurückzukehren... damit der Klassenkonflikt nicht länger unsere Politik beherrscht und deformiert.«



Guillaume Paoli

**Die lange Nacht der Metamorphose.
Über die Gentrifizierung der Kultur**

Berlin 2017 (Matthes & Seitz)
220 Seiten | 20 Euro
E-Book 15,99 Euro

Guillaume Paoli geht in seinem Buch **Die lange Nacht der Metamorphose. Über die Gentrifizierung der Kultur** kurz auf die weiße US-Mittelschicht zwischen 45 bis 54 – die »weiße Arbeiterklasse« bei Williams – ein, deren Sterberate sich in manchen Gegenden mehr als verdoppelt habe. Betroffen seien insbesondere Bewohner des *Rust Belt*, der ländlichen Gebiete, der Kleinstädte – und vor allem Frauen. Drogenkonsum, Medikamentenmissbrauch, Alkohol, Tabak, Selbstmord, zusammengefasst: »Tode aus Verzweiflung«. Innerhalb dieses Bevölkerungsteils hätten viele »aus Verzweiflung« für Trump gestimmt. (S. 185)

Er schreibt: Seit der globalen Krise 2008 leben wir in einem »Zombiezeitalter«. »Welch eine außerordentliche historische Situation: Ein System hat die praktische Widerlegung all seiner Grundsätze überstanden und lebt als Untoter weiter.« (S. 30) Heutzutage würden »Zustände akzeptiert, gegen die vergangene Generationen sofort auf die Barrikaden gegangen wären.« (S. 13)

Und er fragt: Warum ist das so? »Der Hauptverdächtige ist ziemlich erwartbar, er nennt sich Neoliberalismus – und jetzt gähnen schon alle.« (S. 28) Paoli zeichnet knapp zunächst die politische Geschichte und dann die »ökonomische Erklärung« (»sinkende Profitabilität«) des Neoliberalismus nach.

Die speziell von der Sozialdemokratie gepushten Vorstellungen, jeder sei seines Glückes Schmied, oder wie es im Hartz-IV-System heißt: »Fördern und Fordern«, die Unterrichtung von Neuro-Linguistischer Programmierung in »Maßnahmen« der Arbeitsagentur usw. tragen dazu bei, dass sich Leute oft über sich selber äußern, als würden sie einen Lebenslauf für ihre Bewerbungsunterlagen formulieren.

Paoli sucht nach weiteren Erklärungen

für die Langlebigkeit der aktuell herrschenden Konstellation. Er nimmt einen Gedanken von Mirowski¹ auf: Viele »Innovationen« hätten sich zur »Weltanschauung« verdichtet, die über den Neoliberalismus hinaus bestehen könne, weil »tausend kleine Begebenheiten« zur »Reproduktion des liberalen Selbst« beitragen. Dazu zähle Mirowski ungeordnet: Ritalin, Facebook, Fair-Trade-Kaffee, Reality-TV, Leihmutterchaft und Lottoscheine. »Und damit treffen wir auf den Kern des Problems: Vorstellbar ist, sich von der neoliberalen Ideologie zu verabschieden, von Facebook, Ritalin und Lottoscheinen weniger.« (S. 33)

Pasolinis Brille

Paoli macht zwei Kunstgriffe, um die Weltanschauung darzustellen, zu der sich diese »Begebenheiten« verdichten:

Erstens benutzt er eine Behauptung von Pasolini, dass eine »anthropologische Mutation«, eine »brachiale Veränderung« im Gange sei, und zieht sich diese als Brille auf. Das dient der Zuspitzung, wobei die Anleihe ausgerechnet bei Pasolini weniger gelungen ist (auf den Seiten 82 und 83 setzt sich Paoli kritisch mit Pasolini auseinander, tritt dabei aber argumentativ von einem Bein auf das andere). Im Schlusskapitel *Dissensfindung* distanziert sich Paoli dann vom Begriff der Mutation; erstens sei er der Naturwissenschaft entlehnt und somit »schon suspekt« (S. 194); zweitens werde damit ein »endgültiger, unwiderruflicher Wandel angedeutet«, das hieße aber, »die Anmaßung ihrer vermeintlichen Träger« für bare Münze zu nehmen (S. 195). Es handle sich aber im Gegenteil »um unkontrollierte, weitgehend unbewusste Reaktionen auf wachsende Instabilitäten und Störungen.« (S. 201)

Sein zweiter Kunstgriff hat dem Buch den Titel gegeben. Wie in einer »Langen

»Nie zuvor wurde eine Unterklasse moralisch so nackt ausgezogen wie diese.«

Nacht der Museen« soll es einen »Shuttledienst durch ein Universum sonderbeleuchteter Erscheinungen der Jetztzeit« anbieten, »mit vielseitigem Programm für Jung und Alt.« (S. 12) Paoli nimmt einen im Plauderton an der Hand und stellt die »Mutation« anhand von Wein, Literatur, Journalismus, Theater und Musik vor, sowie den Liberalismus, die *french theory*, die Gentrifizierung, die Demokratie und den Trumpismus (und *en passant* noch vieles andere). Das macht den Charme und die Lesbarkeit des Buchs aus.

Die versperrte Zukunft

Der Neoliberalismus will, genauso wie die Wahhabiten, die Geschichtlichkeit ausmerzen. Was beide »etablieren wollen, ist ein Regime der fortwährenden Gegenwart.« (S. 138) Dieser Gedanke ist wichtig, Paoli behandelt ihn sowohl in Kapitel 5 wie in Kapitel 8 (wo er die Gentrifizierung Mekkas beschreibt). Allerdings mündet dies bei ihm in eine Auseinandersetzung mit Fukuyama (»Ende der Geschichte«). Interessanter ist meiner Meinung nach heute die Auseinandersetzung mit Huntington (»Clash of Civilizations«). Fukuyama – die Globalisierung sei das Ende der Geschichte – ist 90er Jahre. Damit musste man sich *damals* auseinandersetzen. Doch heute erleben wir tatsächlich einen »Kulturkampf«, kommunitärer Kulturessenzialismus gegen kosmopolitische Globalisierung, also ganz anders, als Huntington ihn propagierte! Heute kämpfen die Evangelikalen der *Tea Party*, Wahhabiten, AfD und Orban gegen Homo-Ehe, Genderpolitik und Universalismus. Einerseits Modellierung von Kultur als historische Gemeinschaft (»Kulturessenzialismus«), andererseits »eine kosmopolitische und zugleich marktförmige und individualistische Modellierung von Kultur«.²

Warum rebellieren sie nicht?

***pomo**

Sehr ähnlich wie David Graeber³ – den er überraschenderweise nicht erwähnt – sieht Paoli die »Postmoderne als Erschöpfung der kreativen Möglichkeiten, die die Moderne charakterisierten« (S. 129). Poststrukturalismus, Postmoderne, Dekonstruktion, *french theory* – das sei mehr oder weniger alles das gleiche. Da er keine Namen (wie Foucault, Deleuze, Guattari, Lyotard, Butler...) nennen will, erfindet er die Figur *pomo. (S. 54)

*pomo habe Analyse und Kritik durch »Dekonstruktion« ersetzt. (S. 53) Diese sei zum Hobby einer »doch recht beschauliche(n) Minderheit von Professoren, Studenten, Verlegern, Publizisten sowie versprengten Konzeptkünstlern und Politaktivisten« geworden. Dass *pomo den Anspruch erhob, »stellvertretend für alle unterdrückten Minderheiten zu sprechen« (S. 55), war sehr nervig. »Also warteten viele – darunter ich – geduldig ab, bis die Mode durch eine andere ersetzt würde. Doch sie verging nicht. Nach der Post kam keine neue Kutsche.« Wie der Neoliberalismus bestehe die postmoderne Ideologie über ihr Ende hinaus fort, weil sie so gut passe. Sie sei zu einer »*zombie theory*« geworden, eine Untote, die kein richtiges Lebenszeichen mehr von sich gibt, doch weiterhin zwischen Vorlesungen und Platzbesetzungen herumgeistert.« (S. 55)

»Am besten beschrieben wurde *pomo-Politik von Thomas Frank, nachdem er *Occupy Wall Street* besucht hatte. »Einer der Diskutanten kritisierte, dass viele der Protestierenden Wert darauf legten, nur für sich selbst zu sprechen, statt zu erkennen, dass sie Teil einer Gruppe seien. Einer der akademischen Diskutanten startete daraufhin eine Gegenrede: 'Ich möchte anmerken, dass man nur für sich selbst sprechen kann, dass das Selbst nachgerade von der Auslöschung bedroht wäre,

sofern man dieses Selbst infragestellen würde, so wie jeder poststrukturalistische Gedanke, den Anarchismus durchschreitend, zu der Einsicht drängt [...] Und so weiter. Bei diesem pseudointellektuellen Geschwafel wurde mir schlagartig klar, dass die Bewegung zum Scheitern verurteilt war.« (S. 68 f.)

Warum passt *pomo so gut in die heutigen Zeiten? Paoli listet auf:

- Die »soziale Frage« lasse sich nicht mehr stellen. »Um sie zu stellen, müsste sie auf ein minderheitsübergreifendes Kollektivsubjekt bezogen werden. Und sie müsste auf allgemeine Kategorien wie Ausbeutung, Arbeit, Ware oder Wert rekurrieren...« (S. 70)
- Die Zersplitterung von Gesellschaft »in transitorische Identitäten« passe »wunderbar mit den Erfordernissen des Marketings« zusammen. (S. 72)
- Auch für die Faschisten sei *pomo »ein gefundenes Fressen« (S. 64); nicht nur für die Identitären; »die nach Identitäten zugeschnittene Erinnerungspolitik ist ihnen Wasser auf den Mühlen«, der Holocaust wird, frei nach Lyotard, ein »Meta-Narrativ« genannt. (S. 102 f.)
- *pomos »Wunsch nach unbegrenzten, fluktuierenden Selbstmodellierungen« (weg vom physischen Körper) passe gut zur Aufforderung zur »permanenten Selbstoptimierung«. »Ihre Überwindungsutopie ist keine Befreiung des Körpers, sondern Befreiung vom Körper.« (S. 63)

Mehrfach kommt Paoli auf die verhängnisvollen Konsequenzen zu sprechen, die *pomo für linke Positionierungen und linke Politik in den letzten Jahrzehnten hatte:

- Man habe »die Welt in tausend kleine periphere Domänen dekonstruiert«; dadurch bleibe das Kapitalverhältnis »im toten Winkel – was ihm den Status einer zweiten Natur verleiht.« (S. 72)

¹ Philip Mirowski: Untote leben länger. Warum der Neoliberalismus nach der Krise noch stärker ist. Matthes & Seitz, Berlin 2015.

² Diesen Gedanken entwickelte Andreas Reckwitz in einer Sendung des Deutschlandfunks am 30.04.2018: »Der Kampf um das Kulturverständnis«. https://www.deutschlandfunk.de/globale-konflikte-der-kampf-um-das-kulturverstaendnis.1184.de.html?dram:article_id=418700

³ David Graeber, *Hinter dem Mond statt auf dem Mars. Warum der Kapitalismus den Fortschritt bremst.* / https://www.wildcat-www.de/wildcat/94/w94_stau.html

• »Bewegungsfreiheit ist auch die Freiheit, dort zu bleiben, wo man lebt. Sonst ist es Bewegungszwang.« (S. 154) (Auseinandersetzung mit *no border*-Positionen)

• Negris *Multitude* passe sich in die Verachtung gegenüber dem »Volk« ein: »Die Multitude sieht der *global class* ziemlich ähnlich. ... Der Begriff will nicht so sehr verbinden als absondern.« (S. 174) Genauso der Begriff *Prekariat*: »Zum selbstbewussten Prekariat gehören die tüchtigen Kopferker in Mode, Design, Unterhaltung, Kunst, postmaterieller Dienerschaft und Tourismus. Sie sind stolz darauf, das Bruttosozialprodukt zu steigern, fühlen sich aber unterbewertet und unterbezahlt.« (S. 174)

»Irgendwie wird jede*r vor die Wahl gestellt, entweder Queer oder Pegida. Dazwischen gibt es nichts.« (S. 66)

Schluss

Nachdem er Pasolinis Brille abgesetzt hat, versucht Paoli, Alternativen zu formulieren. Dieser jüngste Sieg des Kapitals über seine Gegner könnte der Anfang seines Ruins sein. (S. 202) Die ins Extrem getriebene Selbstverneinung des Menschen könne in eine Gegenbewegung umschlagen, die den Menschen wieder in den Mittelpunkt stelle: »Nicht der abstrakte Mensch der Humanisten, auch nicht die narzisstische Monade, sondern das soziale Wesen, das mit seiner strapazierten Umwelt endlich versöhnt wäre und in den anderen nicht die Grenze, sondern die Bedingung seiner Freiheit sähe.« (S. 209)

Die Erpressung, wer die heutige Ordnung radikal kritisiere, wolle zu den vorigen Zuständen zurück, müsse zurückgewiesen werden. (S. 196) Die zentrale Frage sei: »Wie ist es möglich, das Streben nach dem Glück nicht aufzugeben, wohl wissend, dass die Welt bald unbewohnbar zu werden droht?« (S. 209) Lest selbst! ■